



Konstanze Treber

*Aber nicht
heute*

© 2017 Konstanze Melanie Treber

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf, auch teilweise, nur mit
Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden.

Coverabbildung: © sonjanovak / fotolia.com

Aber nicht heute

Mit einem protestierenden Quietschen öffnet sich die Tür meines Erste-Klasse-Abteils, in dem ich seit München und vermutlich bis eben allein und in Ruhe gesessen habe. Ich zucke unwillkürlich zusammen, halb vor Schreck, halb vor Schmerz: Das Geräusch tut in den Zähnen weh, wie Fingernägel auf einer Tafel. Mühsam finden meine Gedanken den Weg zurück aus dem fiktiven Kundengespräch, das ich gerade zum dritten Mal durchgehe, und in die Realität des Zugabteils.

Ich sehe von meinem Laptop auf, nur kurz, um den Störenfried wissen zu lassen, dass er nicht willkommen ist.

Nein, das ist nicht nett, aber nach Nettsein ist mir heute auch so gar nicht: Es war halb sechs Uhr morgens, als mich das Klingeln meines Handys aus einem netten Traum aufgeschreckt hat, einem Traum von meinem nicht so netten Ex, bevor er mein Ex wurde, weil er »erst noch ein bisschen leben« müsse, das müsse ich verstehen: »Du bist einfach so durchgeplant, so karriereorientiert, Jana« – was ja auch wichtig sei, für ihn nur einfach noch zu früh komme ...

Apropos »zu früh«: Halb sechs ist definitiv zu früh! Weil ich aber so karriereorientiert bin, gehe ich natürlich ran. Mein Chef krächzt ins Telefon, dass er mit Grippe im Bett liege und ich seine Präsentation halten müsse. Ich habe die letzten drei Wochen an »seiner« Präsentation

gearbeitet, habe den finalen Stand auf meinem Laptop, kenne mich aus. Kein Problem also, bis auf die Tatsache, dass mir nur etwa fünfundvierzig Minuten bleiben, um diesen dämlichen Traum zu vergessen, mich für einen hochhoffiziellen Termin herzurichten, zum Hauptbahnhof zu kommen und den Zug nach Würzburg zu erwischen. Als durchgeplantes Organisationsgenie schaffe ich das natürlich spielend – mit einem bitteren Coffee-to-go und einer Butterbreze, die allem Anschein nach von gestern ist.

Gar nicht nett.

Während ich zum Zug hetze, bete ich mir vor, dass das meine Chance ist, endlich, endlich, endlich. Darauf warte ich doch seit fünf Jahren, auf die Chance, endlich, endlich ... Ja, was denn eigentlich? Wie ein dressierter Affe Kunststückchen vorzuführen? Ich bin da, wo ich hinwollte, darf endlich zeigen, was ich drauf habe – und stelle fest, dass ich überhaupt nicht hier sein möchte.

Auch nicht nett.

Ich finde, das reicht für einen miesen Tag, und es ist erst kurz nach halb acht. Ich will also gar nicht nett sein, sondern einfach nur meine Ruhe haben – mein missmutiges Gesicht sollte das deutlich genug zum Ausdruck bringen.

Weil ich noch immer über meinen Laptop gebeugt sitze und den Kopf nicht wirklich gehoben habe, gleitet mein Blick als Erstes über klobige Schnürschuhe. Es folgt eine ausgebeulte dunkelbraune Korthose, ein altmodischer beigeer Trenchcoat und darunter ein blau-rot kariertes Hemd, ungebügelt.

In einem Erste-Klasse-ICE-Abteil am Montagmorgen? Misstrauisch wandern meine Augen noch ein Stück höher. Und ich vergesse beinahe zu Atmen: Wie eine Tusche-Zeichnung wirken diese filigranen Züge, die klaren Linien von Schläfen, Wangen und Kinn, die schmalen Brauen, die helle, fast bläulich schimmernde Haut, die großen Augen, halb verborgen unter langen Wimpern.

Alabaster und Onyx, mit zwei leuchtenden Smaragden.

Sein Haar ist militärisch kurz geschnitten, drei oder vielleicht fünf Millimeter? Schwarzer Samt.

Meine Augen huschen zurück zum Bildschirm, in Sicherheit. Vielleicht haben sie gerade noch ein vorsichtiges Lächeln erhascht, aber da bin ich mir nicht sicher und ich schaue nicht noch mal auf. Zu sehr bin ich mir der Röte bewusst, die meinen Hals hinauf kriecht – ich kann die Hitze auf der Haut spüren.

Ich vertiefe mich wieder in die Präsentation, meine Vorbereitung auf den Termin. Die Tusche-Zeichnung nimmt schräg gegenüber Platz, nicht direkt am Fenster wie ich, so dass wir beide die Beine ausstrecken können.

Irgendwie hat sein Gesicht sich auf meiner Netzhaut eingebrannt und wabert geisterhaft und halb durchsichtig über meinen Bildschirm, wo es die Präsentation überlagert ... Das kann ich jetzt so nötig brauchen wie ein Computervirus! *Reiß dich zusammen, Jana!*

Als die Tür das nächste Mal quietscht, entfährt mir ein leises Stöhnen. Es sind nur noch etwa fünfzig Minuten bis Würzburg, ich muss mich konzentrieren!

»Grüß Gott. Ist hier noch jemand zugestiegen?«

Ich schaue auf. Der Schaffner ist ein anderer als der, der mich gleich nach dem Einsteigen kontrolliert hat, ein junger Kerl mit einem rundlichen Gesicht. Seine dunkelblaue Uniformjacke steht offen, das weiße Hemd darunter spannt etwas über dem Bauch. Er lächelt freundlich.

Wortlos halte ich ihm mein Handy mit dem Online-ticket hin. Er wirft nur einen kurzen Blick darauf und nickt, ohne den QR-Code zu scannen. Dann wendet er sich meinem Mitreisenden zu.

Der ist tief in den schwarzen Ledersitz gesunken und hat den Kopf an die seitliche Stütze gelehnt, in Richtung Fenster, weg vom Schaffner. Seine Augen sind geschlossen, aber seine Brust hebt und senkt sich unregelmäßig.

Er ist vielleicht Anfang dreißig, in meinem Alter also. Die Sachen, die er anhat, könnten allerdings seinem Großvater gehören. Außerdem sind sie ihm eindeutig zu weit. Er scheint fast aus Mantel und Hemd zu rutschen, wie er da so im Sitz hängt.

Der Schaffner räuspert sich.

Keine Reaktion.

Ich habe den Blick wieder auf meinen Laptop gesenkt, beobachte die Szene aber aus dem Augenwinkel. Was tue ich da bloß? Ich muss mich auf den Termin vorbereiten, auf *meinen* Termin! Wofür sollten all die Überstunden der letzten fünf Jahre sonst gut gewesen sein?

Dummerweise ist auf dem Bildschirm nichts zu sehen, das ich nicht schon viel zu oft gesehen hätte. Statt von sorgsam durchgestylten Zahlen und Grafiken wird meine Aufmerksamkeit von langen Wimpern gefangen

genommen: tiefschwarze Pinselstriche auf der durchscheinenden Haut unter seinen Augen; über seine linke Schläfe schlängelt sich eine zarte blaue Ader, und die Form seines Schädels zeichnet sich überdeutlich unter dem kurz geschorenen Haar ab.

Der Schaffner beugt sich vor und berührt ihn leicht an der Schulter. »Entschuldigung? Ich müsste bitte Ihre Fahrkarte sehen.«

Unter der Berührung versteift er sich kurz, richtet sich dann auf – rasch, nicht schlaftrunken – und sieht dem Schaffner direkt in die Augen. Er bemüht sich sichtlich um einen festen Blick. Dann atmet er tief ein und wieder aus und sagt: »Ich habe keine Fahrkarte. Ich habe auch kein Geld dabei, nicht mal einen Ausweis. Das hier sind nämlich gar nicht meine Sachen. Aber ich muss dringend nach Hamburg. Wirklich dringend. Bitte.«

Das »Bitte« hat einen flehenden Unterton, ganz anders als der Rest der kleinen Ansprache, die er erstaunlich selbstbewusst vorgebracht hat.

Der Schaffner blinzelt. Er wirkt unsicher, vielleicht sogar gerührt, ohne zu verstehen, weshalb eigentlich. Ich kann es ihm nur zu gut nachfühlen. Doch dann gewinnt die Professionalität die Oberhand über allzu menschliche Regungen. Der Schaffner schüttelt den Kopf.

»Ich kann Sie doch nicht einfach ohne Fahrkarte fahren lassen! Schwarzfahren ist eine Straftat. Ich muss Ihre Personalien aufnehmen und beim nächsten Halt ...«

Dass ich aufgestanden bin, merke ich daran, dass die Kante des ausgeklappten Tisches gegen meinen Oberschenkel drückt und ich dem Schaffner gerade ins Gesicht

sehen kann. Genaugenommen schaue ich sogar etwas nach unten, er ist kleiner als ich.

»Ich zahle«, sage ich, und der Schaffner dreht sich zu mir um und sieht so verwirrt aus, wie ich mich fühle. Meine Handflächen, die ich am Bleistiftrock meines Kostüms reibe, sind feucht.

»Ich zahle«, wiederhole ich, und füge hinzu, »Den Bordpreis, selbstverständlich, bis Hamburg. Und die vierzig Euro fürs Schwarzfahren, oder was Sie da kriegen.«

Der Schaffner fingert an dem kleinen schwarzen Gerät herum, mit dem er die Karten kontrolliert. »Also ich weiß nicht, ob ...«

Ich unterbreche ihn grob: »Sie verkaufen ein Ticket bis Hamburg, und die Strafe wird auch bezahlt. Oder wollen Sie hier etwa bloß jemanden schikanieren?«

Beinahe tut der junge Kerl mir jetzt leid, wie seine Augen von mir weg zucken, als hätte ich ihn geschlagen. Aber er gibt nach und stellt eine Fahrkarte aus.

Als der Schaffner gegangen ist, strecke ich die Hand über den Tisch und grinse, lässig, wie ich hoffe, als wäre das hier keine große Sache. »Ich bin Jana.«

Über das Tusche-Gesicht huscht ein scheues Lächeln, dann wird meine Hand gedrückt. Warm und fest. »Elias. Danke, Jana. Vielen Dank.«

Ich winke ab, setzte mich wieder und klappe den Laptop zu, etwas zu entschlossen vielleicht: Das Gehäuse gibt ein leises Knirschen von sich.

»Keine Ursache – vielleicht verrätst du mir ja, was es mit diesem schicken Outfit auf sich hat? Und warum du so dringend nach Hamburg willst?«

Elias mustert mich einen Moment unter diesen wafenscheinpflichtigen Wimpern hervor, als müsse er seine Antwort genau abwägen. Dann zuckt er mit einem schiefen Grinsen die Schultern und seufzt leise.

»Das hier?« Er zupft an den Aufschlägen seines Trenchcoats. »Ich fürchte, ich bin nicht nur ein Schwarzfahrer, sondern auch ein Dieb. Ich war in Eile, und ... naja ... vermutlich ganz schön kopflos. Aber ich bringe die Sachen ja zurück. Und Hamburg ist eigentlich nur eine Zwischenstation. Ich muss ans Meer. Das hier war einfach der erste Zug in die richtige Richtung.«

Er lacht, weil mein Gesicht wahrscheinlich Bände spricht. Bevor ich auch nur eine einzige Frage zu diesem kruden Sammelsurium an Informationen stellen kann, fängt Elias an, vom Meer zu erzählen.

»Nichts ist so lebendig – diese unbändige Kraft, mal wilde Freude, mal stürmische Wut, und dann wieder so sanft, wenn es dich fast schwerelos auf seinen Wellen wiegt, obwohl es dich genauso leicht, genauso spielerisch verschlingen kann, dich umherwirbeln wie ein zorniges Kind ein kaputtes Spielzeug, um dich im nächsten Moment mit nassen Fäusten hinunter zu zwingen ...«

Elias' Worte fließen, seine Stimme hebt und senkt sich in einem eigentümlichen Rhythmus. Seine Hände – schmal, feingliedrig – führen ein Eigenleben, flattern durch die Luft, gleiten über den Tisch oder scheinen den ganzen Raum zu ergreifen und mit einer Wucht zusammenzuknüllen, die mir in den Magen fährt und den Atem von den Lippen reißt.

Und seine Augen! Diese leuchtend grünen Augen,

die funkeln und sich verschatten, schmal werden und sich wieder weiten – so zwingend, dass ich den Blick nicht abwenden kann. So tief, dass ich darin ertrinke.

»Ich muss es einfach noch einmal sehen, das Meer, bevor ich ...«

Jedes Mal, wenn Elias »Meer« sagt, dehnt er die beiden »es in der Mitte des Wortes so, dass ich das langsame An- und Abswellen der Brandung höre. Wenn ich es schaffen würde, den Blick von seinem Gesicht zu lösen, um aus dem Fenster zu schauen, dann könnte ich draußen Dünen sehen, ein paar windzerzauste Büschel Strandhafer darauf, und dahinter, stahlgrau mit weißen Schaumkronentupfern, die See.

»Den Wind in meinen Haaren spüren«, sagt Elias und fährt sich über die Stoppeln, »solange ich noch welche habe.« Sein sehnsuchtsvolles Lächeln lässt ihn auf einmal viel jünger aussehen.

Ich weiß nicht, ob sich draußen eine Wolke vor die Sonne geschoben hat, oder ob wir an hohen Bäumen oder Häusern vorbeifahren. Aber das Licht hier drinnen hat sich verändert, es ist dunkler geworden, trüber, grauer. In Elias' Augen scheint es noch einmal auf, wie ein Leuchtturmsignal, dann ist es verschwunden.

Er sieht die Frage in meinem Gesicht und schüttelt sacht den Kopf.

»Bevor du was, Elias?« Ich muss es einfach wissen.

Just diesen Moment nutzt mein Laptop, um mich mit einem Piepton auf den Eingang einer neuen Mail aufmerksam zu machen. Vielleicht nur ein Newsletter, wahrscheinlicher aber mein Chef, dem noch irgendetwas

Wichtiges eingefallen ist. Meine Hand zuckt Richtung Laptop-Deckel – konditioniert wie ein Pawlowscher Hund. Ich fühle das gebürstete Alu kühl unter meinen Fingerspitzen, taste nach dem Riegel.

Nur meine Augen können sich nicht von Elias' Gesicht lösen, von der zarten Ader, der durchscheinenden Haut, den Schatten auf seinen Wangen. Da ist ein saures Gefühl in meiner Magengegend, das stärker ist als jeder antrainierte Reflex. Ich schlucke und ziehe die Hand zurück.

Elias nickt in Richtung Laptop: »Das ist sicher wichtig ...«

»Nein«, sage ich, »ist es nicht.« Und dann, bevor er noch mal versuchen kann, das Thema zu wechseln: »Bitte, sag es mir.«

Elias seufzt. Er legt die Hände flach auf die Tischplatte und sieht mich an.

»Bevor ich mich in diesen Kernspin schieben lasse und sie mir sagen, wie lange ich noch zu leben habe.«

Er macht eine kurze, schreckliche Pause.

»Ich habe es einfach nicht ertragen, das Warten auf die Untersuchung. Ich bin noch nicht so weit.«

»Aber ...«, sage ich und weiß nicht weiter, klappe hilflos den Mund auf und zu.

»Ich kenne das alles schon, ist nicht das erste Mal, weiß du. Daher auch die schicke Frisur.« Wieder streicht er sich über die Haare. In seinem zu schmalen Gesicht ist irgendetwas zerbrochen.

»Als mir mein Arzt gesagt hat, er würde gern ein CT machen, nur zur Sicherheit, da dachte ich, das ist schon okay. Irgendwann ist es eben so weit. Aber als ich dann

auf dieser Krankenhausliege lag, da war es plötzlich überhaupt nicht mehr okay. Ich will es einfach noch nicht hören, nicht heute. Nicht, bevor ich nicht noch mal am Meer war.«

Sein Gesicht wird weicher, heiler. Er lächelt mich an.

»Wenn ich das Meer sehe, diese scheinbar endlose, ewige Weite, die sich ständig verändert, so launenhaft, so stoisch ... Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Dann komme ich mir klein vor, unbedeutend. Und plötzlich kann ich leichter atmen.«

Ich greife ganz automatisch nach seiner Hand, die noch immer vor mir auf der Tischplatte liegt. Ich denke nicht darüber nach, was ich da tue oder warum oder was werden soll. Doch gerade, als meine Fingerspitzen seine berühren, geht ein Ruck durch den Zug, der mich leicht gegen den Tisch drückt. Meine Finger gleiten an seinen vorbei.

Ich reiße den Kopf zur Seite, zum Fenster.

Oh Gott! Das ist Würzburg!

Wie konnte ich die Durchsage, das Kreischen der Bremsen überhören? Irgendwo, nicht weit entfernt, öffnet sich mit einem dumpfen Zischen eine der Zugtüren.

Ich springe auf, raffe meine Tasche, meinen Laptop, mein Jackett zusammen. Denke in letzter Sekunde daran, meinen Geldbeutel herauszuziehen und das Bargeld, das ich dabei habe, auf den Tisch zu schütteln.

»Hier, das wirst du brauchen. Fahr ans Meer!«

Elias sieht zu mir auf. Ein Lächeln lässt seine Smaragd-Augen aufleuchten wie Sonnenstrahlen eine hohe Welle.

Dann dränge ich mich durch einsteigende Passagiere zur Tür und stehe Sekunden später auf dem Bahnsteig. Gerade noch rechtzeitig.

Der Zug rollt an.

Am Fenster steht Elias, eine Hand grüßend an die Scheibe gelegt. Ich sehe ihm nach, sehe ihn kleiner werden und verschwinden. Aber sein Gesicht ist immer noch hier, ganz dicht vor mir: diese strahlenden Augen, das wissende Lächeln. Ich schmecke Salz auf meinen Lippen.

Kann das sein? Bin ich ...? Dieses ferne Rauschen ...

Ich fahre mir mit beiden Händen übers Gesicht, wische Tränen von meinen Wangen. Was da rauscht, ist der Verkehr hinter dem Bahnhof. *Reiß dich zusammen, Jana!*

Ich zwingen mich, mich umzudrehen, weg von dem Zug, den ich doch längst nicht mal mehr hören kann. Die Absätze meiner Pumps klappern höhnisch über den Bahnsteig, *klack-klack-klack-klack* – ein Sekundenzeiger, der die Zeit herunter zählt.

Stumme Tränen ziehen Spuren durch mein Make-up, langsam, eine nach der anderen, immer noch. Warum? Aus Mitleid? Eigentlich, denke ich plötzlich, hat Elias gar nicht so gewirkt, als ob er Mitleid bräuchte. *Irgendwann ist es eben so weit*, hat er gesagt.

Aber nicht heute.

Mehr weiß ich doch auch nicht, oder? Vielleicht ist das alles, was zählt.

Ich habe die Bahnhofshalle betreten und bleibe stehen, weil ich einen EC-Automaten entdeckt habe, ich

brauche Geld für ein Taxi. Ich gebe meine Geheimzahl ein, verstaue die Scheine in meinem Geldbeutel. Dann gehe ich weiter, lausche dem *Klack-klack-klack-klack* dieser elendigen Pumps, das auf dem gefliesten Boden heller klingt, beinahe fröhlich.

Wie viele ›Heutes‹ sind ›Gesterns‹ geworden, ohne dass ich mich an sie erinnern könnte? Unbemerkt. Ungenutzt.

Klack-klack-klack-klack.

Aber nicht heute – heute bin ich Elias begegnet ...

Rechts oben, neben dem Ausgang, hängen zwei große digitale Anzeigetafeln. ›Abfahrt‹ steht darauf. Eine riesige Uhr zeigt zwanzig vor neun an. Der nächste Zug nach Hamburg geht um halb zehn.